

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 6 (1862)
Heft: 3

Nachruf: Landammann und Med. Dr. J. Konrad Oertli von Teufen
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nur um so greller absticht, mit großem Recht hervor. Es darf im Allgemeinen bezeugt werden, daß man sich in die böse Zeit mit Geduld und Ergebung zu schicken weiß, Einschränkungen und Entbehrungen muthig erträgt und Muth und Hoffnung nicht verliert. Aus der nun schon seit Jahren andauernden industriellen Krisis erwächst gar manche Frucht der Gerechtigkeit und sie bleibt auch in sozialer Beziehung nicht ohne gute Folgen, wie der Versuch zur Einführung der Seidenweberei beweist.

N e k r o l o g e.

Landammann und Med. Dr. J. Konrad Dertli
von Teufen.

„Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem.“
Freiligrath.

Verschiedene Umstände hatten zur Folge, daß die appenzellischen Jahrbücher den Nekrolog des Herrn alt Landammann Med. Dr. J. Konr. Dertli von Teufen erst in diesem Hefte bringen. Die Redaktion mußte sich, nachdem sie vergebens bei dem Verstorbenen nahe gestandenen Männern angeklopft, endlich selbst der unabweisbaren Pflicht, seinen Nekrolog für die Jahrbücher zu schreiben, unterziehen und sie hat dies auch nach Maßgabe der vorhandenen Materialien mit Freuden gethan.

Es ist ein schönes, edles Leben, dem dieser Nachruf gewidmet ist, ein Leben der Kraft, Treue und Sittenreinheit, reich an menschlichen Ehren und Würden, aber auch reich an

schweren Prüfungen und Heimsuchungen, und frühe beschlossen durch einen tragischen Tod.

Die Züge zum Bild dieses Lebens geben wir in sorgfältiger, unparteiischer und objektiver Zeichnung.

Aus der Familie, welcher der Verstorbene angehörte, stammen in direkter Linie 3 Landammänner: sein Großvater, Joh. Konr. Dertli, erst Landsfähndrich (1788), dann Landshauptmann, als solcher 1795 abgesetzt, Landammann von 1797 — 98, sein Vater, Matthias Dertli, 1817 Landsfähndrich und Landammann von 1818 bis 1832, und unser J. Konrad Dertli, Landammann von 1848—53. Schon sein Urgroßvater, Matthias Dertli, war Statthalter gewesen. Dieselbe Familie zeichnet sich auch dadurch aus, daß in ihr der ärztliche Beruf sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzte. Der Großvater unsers Dertli war ein tüchtiger Veterinär, sein Vater und er selbst Doktoren der Medizin.

J. Konrad Dertli, der letzte männliche Sprößling dieser Familie, wurde den 26. Nov. 1816 in Teufen geboren. Die Mutter, A. Kath. Dertli, wurde ihm früh entzissen, und ihr Tod blieb nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung, da der Vater bei seinen vielen Beamtungen sich des Sohnes nicht so annehmen konnte, wie er es gewünscht hätte. Den ersten Unterricht empfing er in der Dorfprimarschule in Teufen, später besuchte er die Kantonschule in Trogen und das Gymnasium (Gelehrtenkollegium) in St. Gallen. — Der Vater, ob schon selbst gelehrt, hütete sich grundsätzlich davor, in seinem einzigen Sohne die Lust zu einer wissenschaftlichen Laufbahn zu wecken, ließ ihm aber, in ökonomisch günstigen Verhältnissen lebend, den freien Willen. Und als hätte der Vater geahnt, wie es kommen werde, rieth er dem reiferen Knaben oft und viel und mit allem Nachdruck ab, sich dem Gedanken an Beamtungen hinzugeben, denn, sagte er, die Republik ist von jeher undankbar gewesen und das Volk wetterwendisch und launisch. War ja schon des Knaben Großvater als

Landshauptmann wegen boshafter Verdächtigungen von der Landsgemeinde abgesetzt worden! Indessen Niemand entgeht seiner Bestimmung. Auch unser Dertli sollte in die Fußstapfen seiner Vorfahren treten und des Volkes Gunst und Ungunst erfahren. Der Knabe entwickelte sich körperlich und geistig so augenfällig, er war so regsam und lebendig, daß der Vater von dem Lieblingsgedanken, aus seinem Kinde einen glücklichen Bauer *procul negotiis* zu machen, selbst abging.

In der Kantonsschule in Trogen, wo er 2 Jahre verweilte, zogen ihn namentlich die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer sowie die Geschichte an. Der damalige treffliche Lehrer Matthias Bänziger bezeugte es nachmals oft, daß der junge Dertli sich geistig und körperlich ausgezeichnet habe. Und hier schon zeigte sich die Festigkeit und Ueberlegenheit seines Charakters. Menschenkenner, wie Hr. Dr. Schläpfer in Trogen, in dessen Haus er hie und da kam, erkannten in ihm das Zeug, woraus etwas Rechtes werden könne und werde.

Ungefähr im Alter von 12—13 Jahren mußte er auf Befehl des Vaters die Kantonsschule, Bücher und Studien verlassen und einen ganzen Sommer auf dem Berg Aelpli in Urnäsch bei einem gewissen Sennen Meier zubringen. Ein seltsamer Sprung! Wir haben schon angedeutet, daß der junge Dertli sich körperlich ungewöhnlich entwickelte. Er war im bezeichneten Alter schon sehr groß und stark gebaut; dabei ragte eine Schulter über die andere empor. Der ärztliche Vater hielt begreiflich ein wachsamcs Auge auf diese außergewöhnliche Entwicklung und mochte, zumal bei einiger erblichen Familienanlage zur Auszehrung, für die Jahre der Pubertät dieses Uebel befürchten. Dem sollte nun ein längerer Aufenthalt in den Alpen, in der stärkenden Bergluft, bei magerer Kost und anstrengender Arbeit im Freien, fern von Büchern und Schulbänken, vorbeugen — und der Zweck wurde erreicht. Damals war es, bei einem Besuche des Vaters in Urnäsch, der seinen zum Bergbuben verwandelten Sohn wieder

sehen sollte, als der Knabe Joseph Frener von dort diesen vom Aelppli holen mußte. Frener, auch groß und stark für sein Alter, war voll Bewunderung über die noch größere Länge und Stärke des Landammannssohns. Das war ihre erste Bekanntschaft. Als die beiden Knaben vom Aelppli herab den sogenannten „rothen Kaul“ waghalsig herabkletterten, da dachte wohl Keiner von ihnen daran, daß sie beide einst als Landammänner in so vielfache und nahe Berührung kommen würden.

Körperlich noch mehr gekräftigt und um so befähigter zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Vorstudien besuchte Dertli nach kurzem Aufenthalte im elterlichen Hause 2 Jahre lang das Gymnasium in St. Gallen. Vielfache geistige und gemüthliche Anregung verdankte er hier dem sel. Professor Scheitlin und wie so viele hundert Andere bewahrte auch er diesem genialen Manne das dankbarste Andenken, um so mehr, als derselbe auch sein Religionslehrer und Konfirmator war.

Im Frühling 1834 reiste er zur Universität nach Gena ab, in Gesellschaft des Hrn. Dr. Titus Tobler, dem sich, wie dieser selbst bezeugt, der ~~wärdere~~ Jüngling durch seine frische Tüchtigkeit, durch Geist und Unterhaltungsgabe vortheilhaft empfahl. Es zeigte sich in dem Jüngling nichts Scheues, nichts Verlegenes. Man sah es dem blühenden, lebensfrohen, muthigen Studiosus an, daß er in die Welt hinaus passe.

Werfen wir einen Blick auf die propädeutischen Studien Dertli's, so können wir durchaus nicht sagen, daß dieselben allen Anforderungen genügt hätten, was noch weniger bei seinem Vater der Fall war. Indessen war Dertli bei seinem Abgang auf die Hochschule keineswegs schon zum Studium der Medizin entschlossen. Er zeigte im Gegentheil große Vorliebe für die Mathematik und längere Zeit gieng er mit dem Plane um, Ingenieur zu werden. Doch änderte sich das in Gena, wo die medizinischen Studien ihn mehr und mehr anzogen, so daß er sich diesen definitiv hingab.

In die Mitte seiner Studienzeit fiel der Tod seines Vaters, der 1832 sich von den Staatsgeschäften, damals schon mit geschwächter Gesundheit, zurückgezogen hatte und seither immer mehr erkrankt war. Der kranke Vater fühlte und wußte, daß seine Tage bald gezählt seien, und meldete dies auch eigenhändig dem Sohne, gab ihm aber den gemessensten Befehl, daß er deshalb die Studien nicht unterbrechen und heimkehren solle. Kaum hatte der Sohn indessen die Nachricht erhalten, so reiste er sofort von der Universität ab, um den sterbenden, ihm so theuren Vater noch einmal zu sehen und wenn möglich Zeuge seiner letzten Augenblicke zu sein. Als er daheim plötzlich auf der Schwelle des Krankenzimmers stand und sein Blick eine Weile festgebannt auf dem bleichen, abgezehrten Antlitz des Vaters ruhte, empfing ihn kein Gruß, kein Wort, kein freundlicher Blick: der Vater hatte ja dem Sohne befohlen, nicht heimzukommen, aber dieser sah doch in dessen Antlitz zwei Gefühle mit einander streiten, den Verdruß und die Freude über den Ungehorsam des Sohnes. Diese trug denn auch schließlich den Sieg davon und in den Armen des Sohnes starb der Vater den 29. Sept. 1837, ein Opfer der Lungenschwindsucht. Der Vater hatte ihm zum Zeichen seiner Liebe den 10. Theil seines Vermögens vermacht, wozu ihn das neue Erbgesetz berechnete.

Es sei uns erlaubt, hier eine kurze Parallele zwischen Vater und Sohn zu ziehen. Sie waren durchaus verschieden. Jener gelehrt, im Umgange steif, fast menschenscheu und einsiedlerisch selbst als Student, als Arzt unpraktisch und äußerst pedantisch ängstlich, als Staatsmann ohne die Gabe, sich geltend zu machen. Der Sohn dagegen durch und durch praktisch nach allen Seiten, offen und der Freundschaft, zumal als Studio, leicht zugänglich, in gesellschaftlichen Formen gewandt, lebensfroh, muthig, energisch und imponirend. War der Vater in Sprachen, besonders in der lateinischen, wohl bewandert, so verlegte der Sohn sich fast nur auf die Muttersprache, was ganz und gar in seiner praktischen Richtung

lag. Freilich gestand er später, offen und gewissenhaft wie er war, daß er sich im schweizerischen Nationalrathe nicht ganz behaglich fühle, da er französischen Voten nicht schnell genug folgen könne.*)

Wir kehren zu dem Studenten Dertli zurück, der im Wintersemester 1837 seine Studien wieder aufnahm. 3 Universitäten, Jena, Heidelberg und Göttingen, fesselten ihn 5 Jahre lang aus medizinische Fachstudium, eine schöne Zeit, die er bei allem burschikosen Sinn und Treiben auch wohl benützte. Im alten Jena war es, wo er mit vielen andern, seitdem wie er selbst in weitem Reisen bekannt und verdient gewordenen Schweizern seine schönsten Studentenjahre zubrachte, in ganz anderer Weise als der Vater. Burschenschaftler, vom rechten, ehrenhaften Korpsgeist erfüllt, ein treuer Kamerad und tüchtiger, gefürchteter Schläger, voll sprudelnden Lebens, dabei aber friedsam, that er sich bald unter seinen Kommilitonen hervor, wozu schon seine stattliche, schöne Gestalt nicht wenig beitrug. „Der starke Schweizer“ — so hieß er und unter diesem Namen lebte er noch lange nach seinem Abgange fort — hat im fröhlichen Kreise manch feuriges Lied gesungen und manch volles Glas geleert, hat manchen Hieb und manche Narbe bekommen und noch mehr ausgeheilt, ist im Karzer gefessen und hat etwa auch im Uebermuth mit seiner herkulischen Kraft ganze Stuben geleert oder an Mordkläpfen (Petarden) seine Freude gehabt — aber nie ist er gemein, roh, unsittlich gewesen, das rühmen ihm seine

*) Wenn von frühern appenzellischen Tagsatzungsmitgliedern erzählt wird, daß sie maliciöse Fragesteller unter ihren Kollegen mit löstlichem Witze heimgeschickt haben, so wissen wir von Dertli, daß er sich einmal gegenüber der Ignoranz eines Mitdeputirten einen prächtigen Witz erlaubt hat. Der Walliser Gesandte, ein Hr. Coccatrux, frug unsern Dertli, was für eine Sprache man im Appenzellerlande rede, worauf Dertli zur Antwort gab, in Außerrhoden spreche man deutsch und in Innerrhoden französisch, welche linguistische Auskunft die Neugierde des Hrn. Coccatrux auch ohne Weiteres völlig befriedigte.

nächsten Mitstudirenden heute noch nach. Es war etwas Chevalereskes, Nobles an und in ihm, das ihn immer oben erhielt. Zur physischen Stärke kam bei ihm die moralische hinzu. Dieser sittlichen Kraft entsprang es auch, daß er damals so wenig als später, wenn er zufällig Gelegenheit hatte, einen gewaltigen Ruck zu thun oder sonst seine erstaunliche Körperkraft zu zeigen, derselben sich rühmte und darauf sich etwas einbildete.

Daß er aber die Studien nicht vergaß, sondern mit großer geistiger Strebbarkeit sein Ziel verfolgte, das beweist, daß er noch vor Erlangung des Doktordiploms des berühmten Langenbeck's Assistent wurde, was etwas heißen wollte. In Heidelberg und Göttingen erwarb er sich namentlich vorzügliche anatomische Kenntnisse und große Geschicklichkeit im Operiren. Langenbeck und Ehlius waren seine besten Lehrer. — Gegen Ende des fünften Studienjahres (1839) doktorirte er in Göttingen. Seine lateinische*) Inauguralschrift handelte von den Blutaderknoten. Nach ehrenvoll bestandener Prüfung, die ihm den Grad eines Doktors der Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe erwarb, kehrte er im Spätherbst 1839 nach Teufen zurück und meldete sich, außer dem Doktordiplom nur mit zwei Studienzeugnissen, auf die er nicht viel hielt, versehen (der Kandidat, sagte er, müsse die Feuerprobe im Examen bestehen), bei dem damaligen Präsidenten der Sanitätskommission, Hrn. Med. Dr. Heim in Gais, zum Examen in seinem Heimatkanton. Indessen wurde ihm auf Grund seines Diploms und seiner Zeugnisse unterm 7. November 1839 das Examen erlassen und die unbedingte Bewilligung zur Ausübung des ganzen ärztlichen Berufes er-

*) *Dissertatio inauguralis medica de varicibus, quam gratiosi medicorum ordinis auctoritate atque consensu in academia Georgia Augusta pro summis in medica, chirurgia arteque obstetricia honoribus die XV. M. Junii 1839 rite obtinendis scripsit J. C. Oertli, Helveto-Abbatiscellanus.*

theilt. *) Und bald erwarb sich der junge Arzt in seinem Dorfe eine bedeutende, immer mehr sich ausdehnende Praxis, eine viel größere als sein Vater, der sich mehr und vorzugsweise der ärztlichen Theorie hingab, je besessen hatte.

Fassen wir hier Dertli als Arzt näher ins Auge. Das Vertrauen, das ihm als solchem entgegenkam, rechtfertigte er sowohl durch seine beruflichen Kenntnisse und Fähigkeiten, namentlich als Chirurg, als durch die Treue und Gewissenhaftigkeit, womit er dem Berufe von Anfang an und auch dann noch oblag, als ihn Staatsämter vielfach in Anspruch nahmen und als eigene Krankheit ihn getroffen hatte. Kein Kranker war ihm zu weit entfernt oder zu arm — er war immer, zu jeder Stunde, ob auch noch so ermüdet, bereit, seine Pflicht zu thun. Der starke Mann bedurfte nach des Tages angestrenzter Arbeit in hohem Grade der nächtlichen Ruhe, aber auch diese opferte er gerne, wenn die Hausglocke ihn aus dem Schläfe zu einem Kranken rief. Arbeit, unausgesetzte Arbeit und Thätigkeit war ihm überhaupt ein Bedürfnis, und oft, in der Blüthe seiner Manneskraft und Wirksamkeit, beklagte er bescheiden im häuslichen Kreise die Unzulänglichkeit und den geringen Umfang seiner Leistungen gegenüber dem, was er leisten möchte und sollte. — Der Gr. Rath wählte den tüchtigen praktischen Arzt 1841 in die Sanitätskommission, deren Präsident er später wurde. 1842 avancirte er zum Bataillonsarzt und 1848 ernannte ihn die Tagsatzung zum eidgenössischen Divisionsarzt, welche letztere Stelle er indessen nur kurze Zeit bekleidete. — Im Gegensatz zu seinem Vater, der die Sanitätskommission ins Leben rief, die Quacksalber scharf kontrolirte und in Rathschreiber Schefer's Annalen einen sehr gediegenen Aufsatz gegen die Ackerärzte niederlegte, überhaupt die ärztliche Wissenschaft hoch stellte, sprach sich der Sohn später einmal im Gr. Rathe in einer Anwandlung übler Laune für gänzliche Freigebung

*) Protokoll der Sanitätskommission.

der medizinischen Praxis aus, allerdings ohne einen bezüglichen Antrag zu stellen. Was ihn zu dieser fast unglaublichen Aeußerung bewog, bleibe unerörtert. Genug, sie wurde gethan, aber der Gr. Rath adoptirte seine Ansicht nicht.

Es konnte nicht fehlen, daß der begabte Sohn des Landammanns bald zu Gemeinde- und Landesämtern berufen wurde. Schon 1841 wählte ihn seine Gemeinde in die Vorsteherchaft, zwei Jahre später zum Mitglied des Al. Rathes und im Jahre darauf zum Gemeindehauptmann. Das waren die ersten Stufen der Ehrentreppe, die er in rascher Karriere emporsteigen sollte. Denn schon an der Landsgemeinde des Jahres 1845, die sich durch jenen so oft schon dagewesenen raschen und völlig unmotivirten Wechsel der Volksgunst bemerklich machte, welche die H. Statthalter Dr. Heim in Gais und Landshauptmann Roth in Teufen absetzte, wurde er an Stelle des erstern sprungweise zum Statthalter, dann 1848 zum stillstehenden und 1850 zum regierenden Landammann erwählt. Früher schon, 1845, war ihm die Ehre zu Theil geworden, unsern Kanton an der Tagsatzung zu vertreten! und sie blieb ihm, fast bis zu der letztern seligem Ende. — Fügen wir im Ueberblick hier noch bei, daß er auch Mitglied der Bundesrevisionskommission und der erste appenzell. außerrhodische Ständerath war, daß die gleiche Landsgemeinde, die ihn 1853 als Landammann entsetzte, an Stelle des zum Landammann beförderten Hrn. Nationalrathes J. J. Sutter in Bühler zum Nationalrath und die von 1858 zum Mitglied der appenzell. Revisionskommission ernannte.

Wir haben damit das Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit Dertli's im Dienste des engern und weitem Vaterlandes betreten und wollen bei diesem Hauptpunkt unsers Nekrologes etwas länger verweilen.

Von Kleinern zum Größern fortschreitend, beginnen wir mit den Bestrebungen und Leistungen Dertli's für seine Vatergemeinde. Er war vorab ein treuer und anhänglicher

Bürger Teufens und verhehlte seine Liebe zum Bürgerort nicht. Als Vorsteher war seine Dienstzeit zu kurz, als daß er in dieser Stellung hätte tief eingreifen und nachhaltig wirken können. Aber später, vor und nach der Bekleidung der Landammannsstelle, wurde Teufen inne, daß er kräftig zur Gemeinde stehe, ihr Wohl auf dem Herzen trage und dasselbe allseitig zu fördern bereit sei. War er schon als Arzt geschätzt und geliebt, so gewann er die Herzen der Bürger noch mehr dadurch, daß er jedem materiellen und geistigen Fortschritt im Gemeindewesen huldigte, der Volksschule zugethan war und ihre Interessen förderte, die Sekundarschule gründen und leiten half, den Bau des stattlichen Artilleriezeughauses in Teufen durchsetzte, auf Verbesserung der Kommunikationswege eifrig bedacht war, an der Gründung und Erhaltung des freiwilligen Armenvereins lebendigen Antheil nahm und überhaupt für Noth- und Uebelstände allezeit hilfreiche Hände, gesunde Rätze und kräftige Worte hatte. So kam es, daß die große Mehrheit der Gemeinde treu zu ihrem Landammann stand und zu ihm hielt in den Tagen seines Glückes und seiner Ehren, wie in den Tagen seiner häuslichen Heimsuchung. Der Name des Heimgegangenen wird in Teufen im Segen bleiben und fortleben in großen Ehren.

Aber auch der ganze Kanton hat Ursache, den Seligen in hohen Ehren zu halten und seiner Verdienste um ihn nicht zu vergessen. Dem Lande waren acht Jahre seiner besten Kraft und angestrengtesten Thätigkeit gewidmet, unserm Volke und der Eidgenossenschaft wandte er seine volle und ganze Liebe zu, für ihre Wohlfahrt wirkte er mit aller Energie seines Willens nach bestem Wissen und Gewissen. Ja, was uns die schönste Blume im Kranz seiner Verdienste zu sein dünkt, das ist Dertli's lauterer, mannhafter, glühender Patriotismus. Mögen auch Viele in politischen und andern Dingen nicht mit ihm einig gegangen sein — den Ruhm eines sein Volk und Land treu, aufrichtig und opferwillig liebenden Mitbürgers müssen sie ihm lassen!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir Dertli's kantonale Wirksamkeit in seinen verschiedenen Aemtern und Stellungen bis ins Einzelne verfolgen und darstellen. Es genüge, im Allgemeinen zu sagen, daß er mit klarem Verstande und starkem Willen überall dabei war, wo es galt, auf irgend einem Felde des öffentlichen Lebens mögliche Fortschritte zu erzielen. Es war freilich eine andere Zeit, die seinige, als die, in der noch sein Vater gegen die schreiendsten Mißbräuche und Uebelstände anzukämpfen hatte oder mit welchen dieser zum Theil sogar noch einverstanden war. Die dreißiger Jahre lagen dazwischen und der ganze neue Aufschwung der Dinge, den sie unter Sturm und Drang herbeigeführt. Aber es blieb noch Vieles zu wünschen und anzugreifen übrig, Beides im Lande und in der Schweiz, und führen wir's hier schon an, auch Dertli hat seine Verdienste um die Niederwerfung des Sonderbundes und den Aufbau der neuen Eidgenossenschaft.

Unbedingt sein größtes Verdienst um den Kanton erwarb er sich durch Anregung, Entwerfung, Befürwortung und theilweise Durchführung des unterm 27. April 1851 von der Landsgemeinde mit großem Mehr angenommenen Straßengesetzes, nach welchem ein völliges Netz von neuen und verbesserten Kommunikationswegen über unser Ländchen allmählich sich ausbreiten sollte und nun schon beinahe ganz sich ausgebreitet hat. Wer jetzt die schönen Straßen von Herisau nach Urnäsch, von Teufen über Bühler nach Gais, von Waldstatt über Hundweil und Stein nach Teufen und von dort über Speicher, Trogen, Wald, Heiden, Wolfshalden nach Rheineck oder andern geht oder fährt, der wird es dem energischen Vertheidiger des Straßengesetzes aufrichtig Dank wissen, daß er diese herrlichen Verbindungslinien zu projektiren und auszuführen so kräftig mitgeholfen. Und doch, wie viele und große Mühe hatten Dertli und Andere, dem Gesetze Eingang zu verschaffen, was wurde nicht Alles dagegen eingewendet und vorgebracht, gegen welch ein Heer von

Vorurtheilen und beschränkten Meinungen galt es, Front zu machen, wie oft mußte Dertli's Geist dem Dertligeist entgegenreten, ja wie viele Feinde hat er sich durch dieses Gesetz zugezogen! Doch wenige Jahre genügten, um ihm auch hierin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gegner sind verstummt, auch sein Mund ist es, aber nach Jahrzehnden noch werden Brücken und Straßen an ihn erinnern, und all die großen Opfer, die sie erforderten und noch erfordern, werden diese Erinnerung nicht zu trüben vermögen.

Von weiteren wichtigern kantonalen Schöpfungen, die in Dertli's Amtsperiode fielen und an denen er hervorragend betheiligt war, erwähnen wir noch den Artilleriekasernenbau in Teufen, die Regulirung des Münzwesens nach Einführung des neuen Geldes und die Umwandlung der Kapitalbriefe von der alten in die neue Währung. Auch diese Schöpfungen wurden unter vielen Wehen geboren und haben nicht wenig zu jenem Sturme beigetragen, der 1853 über Dertli erging. Doch darüber ein Mehreres unten.

In politischer Beziehung bekannte er sich mit Wort und That ganz entschieden zum Prinzip der Demokratie. Er gehörte zum Volke und wollte nichts weiter sein als ein Mann aus dem Volke. Es giebt bekanntlich auch konservative Demokraten; Dertli gehörte nicht zu ihnen, er war liberal, ja radikal, soweit letzteres im Appenzellerlande möglich ist. Heutzutage hat sich die Schärfe dieser politischen Parteinamen in etwas verloren; man muß aber die Zeit vor 1848 nicht vergessen, um den politischen Standpunkt würdigen zu können. Und in jener Zeit trat Dertli als prononzirter liberaler Parteigänger öffentlich auf, zuerst im Jahre 1845, als er mit andern Gesinnungsgenossen eine Massenpetition für Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz anregte und dieselbe (sie trug 1454 Unterschriften) den 17. Februar gleichen Jahres dem Gr. Rathe vorlegte. Als Tagatzungsgeandter gab er in Zürich den 7. August desselben Jahres instruktionsgemäß ein gediegenes Votum gegen den Orden der Jesuiten und für

Ausweisung derselben ab, das im Amtsblatt enthalten ist. Damals noch stimmte einzig Baselland für Ausweisung mit Gewalt. Ebenso finden wir Dertli als Mitglied des Gr. Rathes und der Tagsatzung, sowie als Mitarbeiter in der Appenzeller-Zeitung, in der vordersten Reihe der geharnischten Sonderbundsgegner und der unermüdeten Kämpfer für eine neue Bundesverfassung. Und als nach Niederwerfung des Sonderbundes die Tagsatzung eine Bundesrevisionskommission niederlegte, trat auch Dertli in diese (nachdem Appenzell A. Rh. anfänglich nicht hatte an der Revision sich betheiligen wollen), nahm an ihren Berathungen vom 3. März bis 8. April 1848 den lebhaftesten Antheil und übte darin nicht geringen Einfluß aus. Er, Eitel und Fazy bildeten das radikalste Triumvirat dabei. Ueber die lange Dauer der Sonderbundstagsatzung korrespondirte er hauptsächlich mit Hrn. Altstatthalter Dr. Heim in Gais, den er auch zum eidgenössischen Repräsentanten im Kanton Schwyz vorschlug und der ihn, als Krankheit der Gattin Dertli ans Haus fesselte, im Frühling 1848 als Tagsatzungsgeandter ersetzte. Es war denn auch, wie er selbst oftmals bezeugte, einer der schönsten Momente seines Lebens, als er an der Tagsatzung des Jahres 1848 in Bern auch seine Stimme dafür abgeben durfte, die von 17 ganzen und 2 halben Kantonen angenommene neue Bundesverfassung als das Grundgesetz der schweizerischen Eidgenossenschaft zu erklären. Diesem erhebenden Akte vorgängig hatte er der Tagsatzung eröffnet, das Volk von Appenzell A. Rh. habe das neue Bundesprojekt mit entschiedener Mehrheit in der frohen Zuversicht angenommen, daß, wenn allfällige Mängel und Gebrechen dieser Verfassung bei ihrer Anwendung ans Tageslicht treten sollten, sie durch den eidgenössischen Sinn der Bundesbehörden, an welchen Appenzell A. Rh. einen unerschütterlichen Glauben habe und für welchen es, wie jetzt, so auch in der Zukunft stets bereit sei, billige und gerechte Opfer zu bringen, gehoben würden, und fast prophetisch warnend die Hoffnung

ausgesprochen, daß die Eidgenossen diesen Entscheid der freiesten Völkerschaft der Schweiz verstanden haben möchten in seinem ganzen Inhalte und in der ganzen Erhabenheit seiner äußern Erscheinung, auf daß das Volk, welches diesen Entscheid gethan, nie getäuscht werde. Man würde sich indessen sehr täuschen, wollte man unsern Dertli für einen Vollblutradikalen oder gar für einen kosmopolitischen Träumer und Völkersolidaritätsapostel halten. Nichts von alledem. Es war auch ein gutes Stück gesunden Konservatismus in ihm, der ihn z. B. antrieb, die Rechte der Kantone kräftig zu wahren und dem Zentralitätsprinzip die nöthigen Schranken zu ziehen. Er war auch in politischer Beziehung praktisch und besonnen.

Aus dem Angeführten geht klar und deutlich hervor, daß unser Dertli sowohl um eine liberale Politik unsers Kantons in den 40er Sturm- und Drangjahren als um die Reorganisation der Eidgenossenschaft große und unbestrittene Verdienste hat. Er steht in dieser Hinsicht neben den besten unter den Patrioten, die dasselbe Ziel unablässig und energisch verfolgten. Wenn dagegen in einem öffentlichen Blatte gesagt worden, er habe der hochmüthigen Aristokratie den Kopf zertreten, den Jesuitismus sammt dem reformirten Rothstrumpf aus dem Kantone ausgetrieben und Außerrhoden aus dem Halsring der kleinen katholischen Kantone befreit zc., so sind das einfach Phrasen, die um so weniger sagen wollen, je bombastischer sie sind, die zudem für das Volk und einzelne Persönlichkeiten Beleidigungen enthalten und die Dertli selbst, wäre er noch unter uns, lächelnd zurückweisen würde. *Omne nimium nocet!*

Wenn die Worte eines Mannes nicht dazu sind, um, nach diplomatischem Lügengrundsatz, die Gedanken zu verbergen, wenn sie vielmehr die innerste Gesinnung, die ganze Denkungsart des Sprechenden oder Schreibenden verrathen oder besser offenbaren sollen, so trifft letzteres in vollstem Maße bei Dertli zu. Er verstand die üble Kunst nicht, an-

ders zu reden und zu schreiben, als er dachte. Sein Wort war stets der Ausdruck seiner Gesinnung; er verlieh seinen Gedanken überall das volle und ganze Wort. So verläugnete er in keiner amtlichen Stellung seine demokratischen und liberalen Grundsätze. Wir verweisen diesfalls auf seine Voten im Gr. Rathe und auf der Tagsatzung. Dasselbe sehen wir in seinen Eröffnungsreden an der Landsgemeinde. Wenn er in diesen die Partei des Sonderbundes geißelte, den glücklichen Ausgang des 47er Feldzuges pries, die neue Bundesverfassung empfahl und später ihre gesegneten Folgen hervorhob, wenn er die demokratischen Institutionen in ihrem hohen Werthe dem Volke vor die Seele führte und als festen Grund einer Republik Volksbildung und kriegerischen Geist im Volke, lebendige Theilnahme an den Volksverhandlungen, Sinn für Redlichkeit und Recht, für gute Sitte und Ehrbarkeit, Sitteneinfalt und Frömmigkeit ansah, oder wenn er bei Nationalrathswahlen auf solche Männer hinwies, die mit unparteiischem Sinne die Rechte des Bürgers, der Kantone und des Bundes schützten, die mit redlicher Beflissenheit geneigt sind, die internationalen Pflichten gegen das Ausland zu erfüllen, die Neutralität zu handhaben und im Falle der Noth mit Muth und Unererschrockenheit und im Vertrauen auf die Nation die Freiheit, die Ehre und die Unabhängigkeit des theuern Vaterlandes zu behaupten — so wissen wir, daß das Alles seine innerste Ueberzeugung war.

Kein geborner Redner, zeichnete er sich in seinen Voten weniger durch hinreißende Gewalt und Feuer der Rede aus als vielmehr durch klare, ruhige Verständigkeit. Welch ein kräftiges und dabei doch der Modulation günstiges Organ er besaß, um die Stimme „wie eine große Glocke über eine ganze Landsgemeinde erschallen zu lassen,“ ist bekannt. Wenn diese Stentorstimme an der Landsgemeinde über die Tausende hintönte und klare, edle Gedanken aussprach, oder auch nur verkündete: „Hut ab, wenn der Landammann spricht,“ oder die Eidesflüchtigen donnernd zurecht wies, wenn er so da=

stand in der Fülle seiner Kraft, so klang und sah das wie eine Offenbarung von der Majestät des Mannes und des Regenten.

Während von seinem Vater ein bedeutender handschriftlicher Nachlaß vorhanden ist und ein noch viel größerer von Landammann Nagel, hat Dertli außer seinen Tagungsberichten und andern amtlichen Rapporten beinahe nichts Schriftliches hinterlassen. Es widerstrebte seiner Natur, viel von sich zu schreiben. Dagegen betheiligte er sich zu verschiedenen Zeiten eifrig an der Presse seines Kantons, war ein mehrjähriger, treuer Korrespondent der „Appenzeller-Zeitung“ und über die kurze Lebensdauer des von Altlehrer Hohl herausgegebenen „Freimüthigen Appenzellers“ that er die Hauptsache an diesem Blatte. Oft schob man ihm die Korrektur desselben nach 9 oder 10 Uhr Nachts durch ein Fenster und ihr brachte er einen Theil der Nachtruhe zum Opfer, als er schon krank war. Von den von ihm in die Appenzeller-Zeitung geschriebenen Artikeln konnten wir größtentheils selbst Einsicht nehmen und uns dabei sowohl von der Mannigfaltigkeit als von der Trefflichkeit ihres Inhaltes überzeugen. Er relatirte über die Verhandlungen des Gr. Rathes und erging sich jeweilen über wichtigere administrative und soziale Tagesfragen; vor Allem aber war die Politik das Feld seiner publizistischen Thätigkeit, das er nie stärker bebaute als im Jahre 1847. In einer Reihe von Artikeln nahm er ganz besondere Rücksicht auf die politischen Zustände im Nachbarkanton St. Gallen und feuerte die dortige liberale Partei mit manch kräftigem Wort zum Kampf und Sieg gegen und über Jesuitismus und Ultramontanismus an, so besonders eindringlich am Vorabend des verhängnißvollen Maisonntags genannten Jahres, während er andererseits an der Gegenpartei schonungslose, aber wahre Kritik übte und ihr gegenüber namentlich vor dem Zwiespalt und der Uneinigkeit im liberalen Lager warnte. — Als es sich um Ausführung des Sonderbundaufhebungsdekretes der

zwölf und zwei halben Stände handelte und das Ausland Wiene machte, dagegen zu protestiren, schrieb Dertli:

„Wie steht's?

Wenn man vor kurzer Zeit noch von einer Partei des Auslandes sprach, so war es nicht anders, als hätte man in ein Wespennest gestochen. Flugs wurde konservativerseits über Lüge und Verleumdung geklagt und Zetter und Mordio geschrieen. Die noble Vetternklasse geberdete sich, als ob ihr ungeheures Unrecht geschehe. Wie steht es nun jetzt damit? Was sagt man zu den Waffensendungen des Auslandes? Die im Kanton Tessin angehaltene Munitionslieferung soll direkt aus einem österreichischen Arsenal kommen und durch eine österreichische Kavallerieeskorte bis an die Schweizergrenze geleitet worden sein. Muß man da nicht schon eine ziemlich genaue Verbindung voraussetzen, wenn man solche Kameradschaft gewahr wird? Schwerlich dürften mailändischen Handelshäusern österreichische Schwadronen zum sichern Geleite ihrer Waarensendungen nach Belieben zu Diensten stehen. Soviel aber Privatbriefe aus dem Kanton Tessin berichten, so sollen die Munitionskisten nicht einfache Pulverfässer, sondern vollständig fertige scharfe Patronen enthalten. Wir glauben auch, den gerechten Zweifel hegen zu dürfen, ob sich Privathandlungshäuser mit dem Verkauf schußfertig zugerichteter Patronen abgeben werden. Die Bekanntschaft zwischen dem Sonderbund und Oesterreich wäre sonach ziemlich weit gediehen. Haben wohl die Ahnen der Völkerschaften von Uri, Schwyz und Unterwalden, Stauffacher, Walther Fürst, Heinrich von Melchthal, Wilhelm Tell, die Sieger bei Morgarten und Sempach, als sie im heißen Kampfe gegen Oesterreich standen, auch nur an die entfernte Möglichkeit gedacht, daß ihre Enkel dereinst die Allirten ihres verhaßten Todfeindes würden? O der grenzenlosen Schmach, die diesen glänzenden Erinnerungen angethan wird! Möchten die weiteren Untersuchungen des Vorortes über diese in Tessin angehaltenen Munitionssendungen diese Gerüchte grundlos hinstellen können! An diesem Erfolge ist aber beinahe zu zweifeln, wenn man sich der bei der Diskussion der Siebnerkommissionsvorschläge durch den Luzerner Gesandten gethanen Aeußerung erinnert, daß der Sonderbund die völkerrechtliche Anerkennung der europäischen Staaten finden werde oder sie bereits schon erhalten habe. Können wir auch nicht glauben, daß

eine solche politische Anerkennung wirklich stattgefunden habe, so geht doch aus dieser Aeußerung hervor, daß man geneigt wäre, sie nachzusehen, wenn nicht gar, daß man diesen Versuch schon gemacht habe.

Danke man der Regierung von Tessin, daß sie Anlaß gegeben hat, diesen geheimen Schlichen etwas näher auf die Spur zu kommen und die große Gefahr, die Viele nicht gesehen haben, allem Volke vor Augen zu stellen. Noch ist es Zeit, dem Uebel zu wehren; aber der Zeiger auf der Uhr rückt weiter und weiter, und der Augenblick eilt näher und näher, der ein entschiedenes Handeln erfordert, soll die Schweiz nicht in zwei Eidgenossenschaften ihren Untergang finden. Lasse man sich nicht beirren durch eine Protektion Oesterreichs, nicht einschüchtern durch eine drohende Haltung Frankreichs. Von Protektionen und Drohungen ist noch ein weiter und gefährlicher Schritt zu einer Intervention in die schweizerischen Angelegenheiten. Mögen politische Sympathien zwischen den konservativen Höfen Europas und den ultramontan-aristokratischen Schweizerregierungen des Sonderbundes noch so groß sein, man wird sich noch zwei Mal und drei Mal besinnen, ehe man den legalen Schritten der obersten Gewalt der Eidgenossenschaft entgegentritt und den eigenen Völkern selbst das Beispiel der Unterstützung der Revolutionen giebt. Etwas Anderes aber als Revolution, Empörung, Rebellion ist eine bewaffnete Renitenz gegen die Vollziehung von Tagsatzungsbeschlüssen nicht. Furcht vor Intervention soll daher eine Vollziehung des Tagsatzungsbeschlusses vom 20. Juli, falls sie nothwendig werden sollte, nicht hindern. Wäre die Furcht vor einer Intervention aber wirklich noch begründet, so sollte kein freier Mann durch sie sich bestimmen lassen und sich dazu verurtheilen, unter der Herrschaft der Minderheit und von der Gnade des Auslandes zu leben. Der Wahlspruch unsrer Alten war: „Frei leben oder frei sterben!“ und die Nachkommen freier Väter dürfen diesen Wahlspruch nicht aufgeben, ohne nicht der Freiheit selbst unwürdig zu werden.“

Auch in der Presse befürwortete Dertli klar und dringlich eine Revision der Bundesverfassung, aber als diese glücklich zu Stande gekommen war, wollte er doch an die Infallibilität der Mitglieder des National- und Ständerathes

nicht glauben und vertheidigte z. B. lebhaft das Memorial, das unser Gr. Rath in Betreff der Militärkapitulationen an die Bundesversammlung erließ (1849), und ein Jahr darauf nahm er gegenüber gegentheiligen Stimmen in der schweizerischen Presse nachdrucksamst in der Appenzeller-Zeitung das Recht der kantonalen Räthe, sich über eidgenössische Fragen auszusprechen, in Schutz.

Wir sehen, unser Landammann Dertli wußte den Werth und die Bedeutung der freien Presse, als deren Schöpfer bei uns sein Vater anzusehen ist, wohl zu schätzen. Er machte selbst vielfachen Gebrauch von diesem Volksinstitut und hat den Beweis geleistet, daß hohe Magistratspersonen mit Erfolg sich der Presse bedienen können. Dennoch war Dertli völlig damit einverstanden, daß ein appenzellischer Buchdrucker auf die Klage der württembergischen Regierung wegen des Druckes mehrerer revolutionärer Brandschriften und wegen Verbreitung derselben in Deutschland vom Gr. Rathe zur Verantwortung gezogen wurde. Er vertheidigt diesen Beschluß in einem besondern Artikel vom internationalen Standpunkt aus und weist die Verdächtigung, als ob man damit servile Rücksicht auf das Ausland genommen habe, energisch zurück.

Dertli hatte sich von Anfang seines Eintrittes in den Staatsdienst und in der Folge immer mehr als ein sehr tüchtiger Administrator, Regent und Vollziehungsbeamter bewährt. Er war, von der Volksgunst getragen, rasch die höchsten Ehrenstufen emporgestiegen. Was führte ihn so schnell wieder eben diese Stufen herab? Was bewirkte seinen jähen Sturz im Jahre 1853? Dazu vereinigten sich verschiedene Ursachen, die sowohl in als außer ihm lagen.

Dertli, voll Intelligenz und Energie, war gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, und that dies oft in schroffer Weise. Das zog ihm von Kleinern als er war, den Namen „Bocher“ zu. Er ließ, zwar ohne Stolz, aber doch recht fühlbar, Andere neben und unter ihm seine Ueberlegenheit spüren und machte sich nichts daraus, dem gesammten Gr. Rathe gele-

gentlich eine Philippika zu halten. Dies und die goldene, aber mitunter derbe Geradheit seines Wesens, die auch in Republiken nicht immer und überall wohl gelitten ist, schuf ihm mehr Gegner als Freunde, zunächst in den Behörden. Hauptsächlich aber schadete er sich dadurch, daß er in guter Treue und in der besten Absicht glaubte, als Landammann von Allem Kenntniß nehmen und in Alles Einsicht haben zu müssen. Aus dem Bewußtsein seiner großen Kraft und seiner Liebe zum Gemeinwesen stammte die Schwäche, Alles leiten und regieren zu wollen. So kam es, daß er oft und viel in die Autonomie der Gemeindebehörden und der kleinen Räte als selbstständiger Gerichtsinstanzen eingriff und mit denselben in Konflikte gerieth, was ihm auch in weitem Kreise Feinde erweckte. Es kamen zu dem Allem noch die ihn sehr nahe berührenden Folgen zweier tief ins materielle Leben eingreifender Gesetze, des kantonalen Straßengesetzes, worüber wir oben schon gesprochen, und des schweizerischen Münzgesetzes. Letzteres, erlassen den 7. Mai 1850, involvirte die Nothwendigkeit einer Reduktion der vor diesem Zeitpunkt abgeschlossenen Geldverträge in die neue Dezimalwährung und die Anfertigung von Reduktionstabellen. Der Gr. Rath ließ sich an einer Konferenz von Abgeordneten von vier Kantonen der östlichen Schweiz durch Hrn. Nationalrath J. J. Sutter von Bühler vertreten und diese setzte den Reduktionsfuß so fest, daß 33 alte Gulden = 70 Fr. neuer Währung seien, was sodann von den Regierungen der vier Kantone, auch von unserm Gr. Rathe, sowie vom Bundesrath genehmigt wurde. Die Tarification beruhte auf dem wahren Silberwerth der Gulden und Franken und die Abweichung von diesem wahren Silberwerthe beschränkte sich auf die möglichst kleine Differenz von $\frac{37}{10000}$ Prozent. Nun aber sank der alte Gulden im Verkehr auf 2 Fr. 10 Rp., während er zu 2 Fr. 12 Rp. tarificirt ward. Dieses war die möglichste Annäherung an den Silberwerth der beiden Münzen, jenes die natürliche Folge der Einführung des neuen

und der Verdrängung des alten Geldes aus dem Verkehr. Diese scheinbare Ungerechtigkeit nun wurde als ein Agitationsmittel gegen Dertli benutzt, der doch in der ganzen Angelegenheit mit den übrigen Landesbeamten, dem Gr. Rathe, den Regierungen Zürichs und der Ostschweiz, mit dem Bundesrathe einig ging und wie diese nur die Bundespflichten erfüllen wollte. Man hielt Volksversammlungen, petitionirte um Einführung eines andern Reduktionsfußes, wollte die Sache vor die Landsgemeinde bringen, und als der Gr. Rath fest blieb, kühlte man das Müthchen und Wüthchen mit Absetzung Dertli's an der Landsgemeinde des Jahres 1853. Die Münzbewegung brachte den durch Anderes, wie wir bereits angedeutet, vorbereiteten Sturm zum Ausbruch. Umsonst erhoben sich ernste und männliche Stimmen gegen diese unsaubere Haze. Zum voraus war die Absetzung beschlossen. Dertli kannte die Volksstimmung wohl, bestieg aber doch den Landsgemeindestuhl, *sans peur et reproche*. Vier Mal wogte das Mehr zwischen ihm und Hrn. Nationalrath Sutter hin und her. Endlich ging Letzterer als Sieger aus dem Wahlkampf hervor. Dertli's Absetzung war um so ungerechter, als die neu bestellte Regierung nichts Anderes thun konnte und durfte als in seine Fußstapfen treten, als die Landsgemeinde Hrn. Nationalrath Sutter zum Landammann erwählte, der eben den von Dertli vertheidigten Reduktionsfuß vorgeschlagen hatte, und als sie Hrn. Landammann Frener, Dertli's Mitkämpfer in dieser Angelegenheit, nicht beseitigte, und um so lächerlicher, als die gleiche Landsgemeinde den abgesetzten Landammann trotz seiner dringlichen, wohlmotivirten schriftlichen Bitte zum Mitglied des schweiz. Nationalraths ernannte.

Das sind die Kapricen der Demokratie. Die Witterungslaunen des Aprils, in welchen Monat unsere Landsgemeinden fallen, sind sprichwörtlich. Aber auch der rascheste Wechsel der Witterung beruht auf ewigen, vernünftigen Gesetzen, nicht so der Wechsel der Volksgunst. Unergründlich,

unfaßlich, rein willkürlich, höchst taktlos und ungerecht ist oft der Souverän, das Volk in Demokratien. So ist es von jeher gewesen, so wird es bleiben. Das ist der Schatten zum Licht und den Schatten muß man mit in den Kauf nehmen.

Zu Fuß und mit dem gewöhnlichen Hute, den er auf alle Eventualitäten hin mitgenommen, kehrte Dertli von der Landsgemeinde heim. Wir wissen, daß ihr Resultat ihm wehe gethan hat, aber nicht wegen des Verlustes seiner Stelle, sondern darum, weil er es hatte erleben müssen, von einem Theile des Volkes verkannt zu sein. Er war gerne im Amt gewesen, aber nie äußerte er sich unmuthig oder gar leidenschaftlich gegen seine Gegner und die Volksentscheidung, im Gegentheil, wenn Andere sich in seiner Gegenwart in diesem Sinne aussprachen, sagte er einfach: Ihr seid schlechte Republikaner! Und so wenig war er verbittert, daß er, der gewesene Landammann, an die fünf Jahre das mühsame und undankbare Aktuariat des freiwilligen Armenvereins in Teufen bekleidete und überhaupt bis an sein Ende, unter den größten körperlichen Leiden, das lebendigste Interesse an schweizerischen, kantonalen und Gemeindeangelegenheiten an den Tag legte. Für die Seinigen wie für ihn war sein unfreiwilliger Rücktritt vom Amt und sein späteres Leiden ein großer innerer Gewinn. Dies näher auseinanderzusetzen, gehört nicht vor die Oeffentlichkeit.

Um die Nationalrathsstelle nicht bekleiden zu müssen, verließ er mit seiner Familie das Land und zog nach Konstanz. Es ist bekannt, daß er wegen der Krankheit seiner Gattin schon an der Landsgemeinde 1853 hatte erklären lassen, er sehe keine Möglichkeit voraus, den Sitzungen in Bern beizuwohnen. Eben diese Krankheit war denn auch die Hauptursache seines Wegzuges, der ihm freilich eine Persiflage im Postheiri zuzog. Nebenbei mochte Dertli auch dadurch beweisen wollen, daß er sich vom Volke nicht bubenmäßig behandeln lasse. Die außerordentliche Herbstlandsgemeinde

desselben Jahres ersetzte ihn dann durch Hrn. Dr. Titus Tobler in Horn.

Wenige Jahre genügten, um die Erkenntniß des an Dertli geschehenen Unrechts allgemein zu machen. Schon 1857 wurde er wieder zu Ehren gezogen, dies Mal nicht aus Lanne und Willkür, sondern um ein Unrecht gut zu machen, und zum zweiten Mal zum Nationalrath ernannt. Er konnte indessen nur einer Session in Bern beiwohnen, da sich ein Fußleiden einstellte, das ihm das Gehen und Stehen unmöglich machte. Aus diesem Grunde gab er im August 1858 dem Gr. Rathe das Gesuch um Entlassung von der Stelle eines Nationalraths, sowie von der eines Mitgliedes des Revisionsraths, wozu ihn die Landsgemeinde des Jahres 1858 ernannt hatte, ein, jedoch ohne Erfolg. Erst 1859 wurde er wegen anhaltender Krankheit von beiden Stellen entlassen. Den Revisionsverhandlungen hatte er nie beiwohnen können.

Wir irren nicht, wenn wir annehmen, daß Dertli, hätte ihn nicht jene schwere Krankheit getroffen, die ihn so früh ins Grab legen sollte, wieder zum Landammann oder zum Obergerichtspräsidenten gewählt worden wäre. Doch menschliche Ehren, wie er sie früher genossen, sollten ihm nicht wieder zu Theil werden. Es war anders, so ganz anders mit ihm beschlossen.

Schalten wir hier, ehe wir zu den letzten Jahren Dertli's kommen, noch eine kurze Schilderung ein, die, als Hauptsache, im Nekrolog nicht fehlen darf. Wir sagten schon etwas von des Studenten sittlicher Kraft. Fügen wir hinzu, daß auch auf seinem spätern Leben nicht der kleinste sittliche Makel ruht. Und in religiöser Hinsicht? War er auch nicht fromm nach gewöhnlichem kirchlichen Zuschnitt und Christus nicht der Mittelpunkt seines Denkens und Strebens, so wissen wir doch, daß seine Sittlichkeit auf religiöser Grundlage beruhte, und die spätern Leiden haben dazu beigetragen, diese Grundlage zu befestigen. Die Religion bestand für ihn

weniger im Gefühl, in Worten und Formeln, als vielmehr, wie er oft sagte, im rechten, gottgefälligen, pflichtgetreuen Handeln. Nahm er selbst nicht Theil an häuslicher Andacht, die er bei Andern ganz natürlich fand, so konnte er doch als Arzt mit Sterbenden in ihrem Kämmerlein beten. Er hat in seinen besten Jahren sich aufgeopfert in amtlicher Stellung, im Dienste der leidenden Mitmenschen und der nächsten Angehörigen, und in den Tagen seiner eigenen Krankheit hat er, nicht schwächlich zwar, aber demüthig sich gebeugt unter Gottes ernststen Willen und an ein ewiges Leben geglaubt. Wer will sagen, daß er nicht religiös gewesen?

Wir haben nun noch ein Bild zu entwerfen, das des unheilbar leidenden, des gebrochenen und sterbenden Mannes. Auf diesem Bilde ruht der Glanz milder Verklärung und ein Strahl davon fällt zurück auf die Jahre der Kraft und der Gesundheit, des rastlosen, energischen Schaffens und Wirkens in Beruf und Amt. Wir betreten damit sein Haus, die Stätte seiner Leiden.

Vier Jahre nach seiner Rückkehr von der Hochschule, 1845 den 15. August, hatte er sich mit Johanna Schläpfer, der einzigen Tochter des Dr. Georg Schläpfer von Trogen, verhehelicht. Das Bild der Tochter, die er als Kantonschüler kennen gelernt, war in den Studenten- und spätern Jahren in ihm nicht verwischt worden und sie führte er als Gattin heim. Das erste Kind aus dieser Ehe, ein Knabe, starb, wenige Wochen alt, zu seinem großen Leidwesen. Das zweite und letzte Kind, eine Tochter, blieb den Eltern erhalten und wuchs, des Vaters und der Mutter größte Freude, lieblich heran. Das einzige Kind wurde nichts weniger als verwöhnt, der Vater, selbst einfach und streng gegen sich, war eher streng als zu milde in der Erziehung, leitete diese sehr einfach und zeigte auch hierin, wie in jeder andern Hinsicht, die Festigkeit seines Willens. Die unter den glücklichsten Auspizien geschlossene Ehe wurde im Feuer der Leiden geprüft und nicht zu leicht gefunden. Von 1847 bis 1857 litt die

Gattin fast ununterbrochen an einer schweren Krankheit. In diesen Tagen und Jahren ihrer Krankheit, die gerade in die beschäftigtste und bewegteste Zeit seines Lebens fiel, äußerte sich seine sonst äußerlich verschlossene Liebe zu ihr in rührender Weise durch eine Pflege voll Treue, Hingebung und Aufopferung, daheim und an den Versammlungsorten der Tagssatzung, wohin er die kranke Gattin mitnahm. Kaum war diese zur Vergeltung so vieler Treue genesen, so wechselten die Rollen: der Gatte wurde krank und die Gattin die Krankenpflegerin; die früher so schwache Kranke diente nun der kranken Eiche zur Stütze; jene sollte fortleben, diese fallen.

Dertli bot das Bild seltener Manneskraft und stärkster Gesundheit dar, aber das war nur die schöne Außenseite, innerlich nagte schon lange der Wurm der Krankheit, als noch Niemand, außer ihm, etwas davon ahnte. Er kannte sich und schon in seinen gesunden Tagen äußerte er zu seiner Gattin: „Glaube es nur, die Dertli werden nicht alt, sie sterben an der Auszehrung.“ Und daß Dertli an eben dieser Krankheit gestorben wäre, hätte nicht das Fußübel sich eingestellt und den Tod auf andere Weise herbeigeführt, war auch die Meinung eines ihm befreundeten Arztes.

Von der Nationalrathswintersitzung des Jahres 1858 zurückgekehrt, wurde er in Folge einer Erkältung von Fieberfrost befallen und bettlägerig. Nach acht Tagen schien Alles gut zu gehen. Dann aber stellten sich Schmerzen im linken Fuße, neue Fieberanfälle und eine Knochenentzündung im Fuße ein. 21 Wochen lang, während welcher Zeit ein Uebel das andere verdrängte, mußte er nun das Krankenlager hüten. Mit aller Macht sträubte er sich gegen das Erliegen, studirte, zog Aerzte zu Rathe, kämpfte und rang innerlich: er wollte siegen über den drohenden Feind, aber als er seinen gefährlichen Zustand einmal erkannt hatte, ward er ruhig und geduldig, gab zwar die Hoffnung auf Genesung nie auf, machte sich aber auf ein langes, langes Leiden gefaßt. Kein irgend für passend erachtetes Mittel blieb unversucht, nur

von einer ihm ebenfalls angerathenen Amputation des kranken Fußes wollte er nichts wissen, weil er fürchtete, das Uebel würde sich auf ein edleres Organ werfen. Vier Mal in drei Jahren gebrauchte er die Bäder in Schinznach, doch mit geringem Erfolg. Wie er zu Hause die Umgebung nicht mit Klagen niederbeugte, vielmehr, auch unter den größten Schmerzen, einen heitern Humor zeigte, so war er in Schinznach ein Muster von Geduld und erhebender Gemüthsstimmung. Nach manchen Wechselfällen, nach vielem Hoffen und Fürchten konnte er im Januar 1861 die Krücken, deren er sich hatte bedienen müssen, entbehren und am Stocke im Hause und im Freien wieder gehen. Täglich fuhr er nun aus, die Patienten zu besuchen, ohne auf die Witterung Rücksicht zu nehmen, ohne sich zu schonen, obschon er bei aller Hoffnung auf Genesung wohl wußte, daß er noch nicht völlig gerettet sei. Er vergaß sich, den kranken Arzt, über den Leidenden, die des Arztes Hülfe suchten und bedurften. Ohne alle Frage strengte er sich zu sehr an und die bösen Folgen blieben nicht aus. Anfangs Juni gleichen Jahres legte ihn ein neuer Fieberfrost ins Bett. Die Ruhe einer Woche bewirkte zwar, daß er das Krankenlager wieder verlassen konnte. Dann aber stellten sich sehr starke Blutungen aus den Fistelgängen des Fußes ein, die bis dahin sich nie gezeigt hatten. Wieder mußte er das Bett hüten, und er sollte es nicht mehr verlassen. Da die Blutungen durch keine Mittel gestillt werden konnten, vermuthete er, daß ein Knochensplitter eine Arterie verletzt habe. Der Blutverlust wurde immer gefährlicher und die Kräfte dadurch aufs Aeußerste erschöpft, so daß er selbst nur noch in einer schnellen Amputation eine Möglichkeit der Rettung erblickte, und diese fand denn auch statt, den 13. Juli. Zwei Tage darauf dictirte er seiner Frau folgenden, in seiner Lage doppelt charakteristischen Brief an einen Freund in Zürich:

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen am 13. Juli nicht ein Sie interessirendes Ereigniß telegraphisch mitgetheilt

habe. Chloroform-Narkose ließ es mich vergessen und bis heute war ich nicht besonders schreiblustig. Am Samstag ging Alles drunter und drüber. Heftige Schmerzen im Fuß bestimmten mich auf Anrathen des Arztes, Hrn. Vandammann Zellweger, ein Fußbad im Bett zu gebrauchen. Es war um halb 2 Uhr nach Tisch. Das Bad war bereit, ich nahm den Verband ab und bevor ich den Fuß ins Bad hob, stürzte ein federspuldicker, roth arterieller Blutstrahl aus einer der Wunden über das Bett hinweg. Meiner Frau und Frau, die anwesend waren, vergingen fast Hören und Sehen. Mir war es auch nicht gar wohl zu Muth. Ich telegraphirte Hrn. Vandammann Zellweger und rief unterdessen Hrn. Doktor Graf, der zu allem Glück daheim war, und übergab ihm die von mir bis dahin ausgeübte Kompression der Arterien. Ein wunderschönes Gewitter war schwarz am Himmel emporgestiegen. Die heftigsten Blitze zuckten, gewaltige Donner rollten und entluden sich über unsern Häuptern. Es war ein erhebender Genuß in einem so ernsten Momente des Lebens, die Allmacht und die Nähe Gottes auf so deutliche Weise zu fühlen. Wunderbar erhob mich in diesem Augenblicke, im Gefühl der Kleinheit und Unmacht des Menschen, das zürnende Quos ego unsers Alvaters. Inzwischen wurde uns die Zeit doch lang. Es schlug 3, schlug 4, schlug endlich 4½ Uhr, bis Hr. Zellweger kam. Wir waren von Anfang an in unsern Ansichten einstimmig, daß nur die schnellste Amputation noch Lebensrettung bringen könne. Sofort wurde Hr. Doktor B. in T. telegraphisch herberufen, aber der eidgenössische Telegraph war rappelköpfig und richtete den Bericht nicht aus, wenn anders das telegraphische Menschenkind in T. aus Furcht vor dem Zorne der Götter die Leitung nicht unterbrochen und in die Blitzplatte gerichtet hatte. Die alten menschlichen Fahrgelegenheiten sind deswegen nicht zu verachten und dieselben brachten mir endlich um 7 Uhr Hrn. B. ins Haus. Rasch wurde das Bett in die Mitte des Zimmers geschoben, ein Querlager hergerichtet, die Rollen

unter die drei Aerzte vertheilt und meiner Frau die theilweise Führung der Narke übergeben. Rasch und glänzend wurde die Operation ausgeführt und ich für die erste Nacht der Wacht des Hrn. B. übergeben.

„Ich befinde mich den Umständen nach angemessen, habe zwar freilich schon viel bessere Tage gehabt, und schließe nun und verspare meine weitem Briefe auf fidelere Stunden. Viele Grüße von uns Beiden. Alle Besuche sind nun in den ersten 14 Tagen strengstens untersagt. Johanna erwarten wir jeden Augenblick.“

Die Tochter kam aus der Ferne, wie einst ihr Vater, zu seinem Vater, und als sie an sein Krankenbett trat, legte er einen neuen Beweis seiner Kraft ab, indem er sich unter den heftigsten Schmerzen theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte, aber auch nicht ein Wort von seiner Lage äußerte, um das tief erschütterte Kind nicht noch mehr zu beugen.

Der Kranke, voll Anerkennung gegen die ihn behandelnden Aerzte, zerstörte ihre Hoffnungen nicht, und wie früher, so jetzt, brach er nicht in Klagen und Jammern aus; er thue es nicht, sagte er, aus Achtung vor dem ärztlichen Stande und als alter Landammann. Aber er wußte, daß die Amputation unter den ungünstigsten Umständen vorgenommen worden war und ließ es daher an Winken und Warnungen gegen die hoffende Gattin nicht fehlen. „Warte nur, bis der neunte Tag vorüber ist,“ sagte er mehrmals. Und er hatte richtig geurtheilt.

Nach acht Tagen ununterbrochener, brennender Schmerzen brach vom 20. auf den 21. Juli ein fürchtbar heftiges Wundfieber aus, dem die ärztliche Kunst nicht zu steuern vermochte. Am Morgen des 21. Juli legte sich das Fieber; ohne Hülfe konnte er selbst sich noch in ein anderes Bett heben; dann trat eine Lähmung der linken Seite ein; der Tod war nahe. Der Sterbende, dessen Kräfte völlig erschöpft waren, redete den Tag über nur noch wenige Worte. Kurz vor dem Ende schlug er noch einmal wie zum Abschied die

Augen hell und klar zur Gattin auf und hauchte dann ohne Todeskampf, sanft und ruhig seine Seele aus. Es war den 21. Juli, Abends 7 Uhr 7 Minuten. Acht Tage vorher, genau in derselben Stunde und Minute, war er amputirt worden.

Die sterbliche Hülle des Mannes, der sein Leben auf nur 44 Jahre, 7 Monate und 26 Tage gebracht, wurde unter erhebender Theilnahme des Volkes den 25. Juli 1861 in Teufen der Erde übergeben. Der Ortspfarrer, Hr. Pfr. Engwiller, hielt die Leichenrede über Jak. 1, 12: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“ Wir haben noch nie eine so gelungene, würdige und wahre Trauerrede gehört wie diese; sie ehrt in gleicher Weise den Todten oder Redner. Von der in der Schläpfer'schen Offizin in Trogen im Druck erschienenen Leichenpredigt sammt Personalien wurden über 2000 Ex. abgesetzt.

Wir sind am Ende angelangt. Wehmüthig, aber mit voller, dankbarster Anerkennung dessen, was der Frühvollendete unter uns gewesen und gewirkt, nehmen wir im Geiste Abschied von ihm und legen auf sein Grab die Immortelle in jenem Wort des großen Britten, das wir auf ihn beziehen: „Nehmt Alles nur in Allem: Er war ein Mann!“

H.

Joh. Georg Bärlocher von Thal,
gewesener Pfarrer in Heiden.

In diesen Jahrbüchern darf wohl ein bescheidener Kranz der Erinnerung niedergelegt werden zum Andenken eines Mannes, der, wenn schon nicht aus dem Appenzellervolke hervorgegangen, in seinem spätern Leben doch demselben angehörte und mit viel geistiger Kraft und herzlicher Liebe unter demselben wirkte. Zwar hat er sich selbst durch das, was er